

**HEYNE <**

### Zum Buch

Als Professor Baumann die junge Studentin Sonia bittet, ihn und seine Frau auf einer wissenschaftlichen Expedition in die Sahara zu begleiten, sagt sie ohne Zögern zu. In der Wüste angekommen, ist Sonia fasziniert von dieser völlig anderen Welt; der endlosen Weite, dem Charme der Wüste und besonders dem Leben der Tuareg. Als sie Tarek kennen lernt, einen Adligen vom Stamm der Kel Rela, verliebt sie sich unsterblich in den jungen Mann. Trotz aller Widerstände ihrer Familie und Freunde kennt Sonia nur noch ein Ziel: zurückkehren in die Wüste, um mit Tarek zu leben. Die beiden verbringen die schönste Zeit ihres Lebens zusammen. Doch dann geschieht ein unvorhersehbares Unglück, das die Familie auseinander zu reißen droht.

### Zum Autor

Federica de Cesco wurde in Italien geboren und wuchs in verschiedenen Ländern mehrsprachig auf. Sie hat über 50 Romane für Kinder und Jugendliche geschrieben. Mit ihrem Bestseller *Silbermuschel* gelang ihr der Durchbruch in der Belletristik. Weitere Erfolgsromane wie *Seidentanz*, *Die Tibeterin* und *Wüstenmond* folgten. Heute lebt Federica de Cesco mit ihrem japanischen Mann in der Schweiz.

### Lieferbare Titel

Im Heyne-Verlag erschienen: *Die Tochter der Tibeterin*.

Federica de Cesco

# Im Herzen der Sahara

Roman

WILHELM HEYNE VERLAG  
MÜNCHEN

Zum Gedenken an  
Abd El Kader ag Marly,  
Tamanrasset

Das Buch erschien bereits unter dem Titel  
»Kel Rela – im Herzen der Sahara«

Umwelthinweis:  
Dieses Buch wurde auf  
chlor- und säurefreiem Papier gedruckt.

Taschenbuchausgabe 03/2005  
Copyright © 2002 by Arena Verlag, Würzburg  
Copyright © dieser Ausgabe 2005 by Wilhelm Heyne Verlag, München,  
in der Verlagsgruppe Random House GmbH  
Printed in Germany 2005  
Umschlagillustration: Getty Images/Tim Hall  
Umschlaggestaltung: Hauptmann und Kampa Werbeagentur,  
München, Zürich  
Gesetzt aus der Minion  
Satz: KompetenzCenter, Mönchengladbach  
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck  
ISBN 3-453-40039-9  
<http://www.heyne.de>

## *Prolog*

Es gibt Wirbelstürme in der Wüste, Staubwinde, die mit rasender Geschwindigkeit wehen und die Luft zum Knistern bringen. Der Wind bringt Geheimnisse und Erinnerungen, zuweilen weiß ich nicht, ob es Träume sind. Als Kind stellte Mariama kaum Fragen, was mir die Sache leicht machte. Später gab es viele Dinge, die sie wissen wollte – über ihren Vater, ihre Mutter, die sie nie gekannt hat. Darüber, wie ich sie mit Achmeds Hilfe zu mir geholt hatte nach dem Tod ihres Vaters. Ihre Fragen rissen die Wunden wieder auf, brachten mich durcheinander. »Überlass es mir«, hatte Achmed dazu gemeint. »Sie kann das alles auch von mir erfahren.«

Doch ich wollte nicht vom Vergessen leben, auch wenn es schmerzte. Nach und nach erzählte ich ihr das Wesentliche, und das Übrige konnte sie sich ausmalen.

Mariama studierte Medizin, gerade hat sie ihr Staatsexamen abgeschlossen. In zwei Monaten beginnt ihr Praktikum im Universitätskrankenhaus in Lausanne. Kürzlich wollte sie wissen, wie es war, als wir sie damals aus dem Tuareg-Lager holten.

»Und Großmutter? War sie einverstanden?«

»Sie sah ein, dass es das Beste für dich war.«

»Schade, dass ich mich kaum an sie erinnern kann.«  
Mariama seufzte. »Und dann, als wir nach Algier gingen?«

»Da wohnten wir nur zwei Jahre. Achmed besuchte einen Fortbildungskurs und ich war Sprechstundenhilfe. Karin hatte mir die Stelle besorgt. Dann starb meine Mutter und hinterließ mir die Wohnung. Wir kehrten nach Genf zurück. Achmed und ich heirateten.«

Mariama blinzelte amüsiert.

»Ja, an die Hochzeit entsinne ich mich gut!«

»Da war nicht viel los«, meinte Achmed.

Wir tauschten einen Blick und lächelten. Heute arbeitet Achmed in einem Fotolabor, daneben bringt er afrikanischen Asylbewerbern Französisch bei. Ich arbeite als Sprechstundenhilfe, seit zwanzig Jahren beim gleichen Arzt. Eine Halbtagsstelle. Da wir keine Miete zahlen, reichte es uns so gerade und Mariama konnte studieren.

Jetzt hatte sie ein Zimmer in Lausanne gefunden, ein kleines Zimmer in der vierten Etage, mit einer Kochnische und einer winzigen Dusche. Es war durchaus ein hübsches Zimmer, aber ein enges. Wir packten einige Möbel in unseren Kombiwagen, schleppten sie mit Mariama die vier Stockwerke hoch. Mariama war fröhlich und aufgeregt. Für sie begann ein neuer Lebensabschnitt.

Mariama ist groß, wie die Tuaregmädchen es sind, mit langen, schlanken Beinen. Ihr Haar ist kastanienbraun und sie hat grüne Augen, eine seltene, klare Farbe. Wenn ich sie ansehe, denke ich an früher. In der Stille meines Herzens nimmt diese Zeit in der Wüste einen besonderen Platz ein. Nie werde ich den Zauber von damals vergessen. Ab und zu steigt ein Name in mir auf und ich merke erst im Nachhinein, dass ich ihn laut ausgesprochen habe. Hört ihn Achmed, hebt er den Kopf, aufmerksam, etwas besorgt. Ich beruhige ihn, mit einem Lächeln. Und doch möchte ich weinen. Achmed fragt nicht: »Was hast du?«, sondern nimmt still meine Hand. Es sind merkwürdige Träume, die mich erfüllen. Träume von

Leben, Liebe und Tod. Ich suche sie, wie im Halbschlaf. Sie kommen, antworten; sie sind überall. Achmed nimmt mir die Gedanken ab, die mich belasten, ich klammere mich an seine Hand und werde in die Vergangenheit getragen. Die Zeit wirbelt zurück. Zweiundzwanzig Jahre zurück. Ich sehe Algier, im Dezember. Die Gehsteige sind übersät mit Papier, Zigarettenstummeln und Orangenschalen. Ich sehe mich, wie ich eine Fremde sehen würde. Ich bin neunzehn Jahre alt, aber ich kann mich nicht täuschen: Die wirkliche Geschichte wurde bereits vorher geschrieben.



# ERINNERUNG



## *1. Kapitel*

Algier, Dezember 1978. Es war vier oder fünf Uhr, die Sonne stand schräg. Der Wind wehte heftig, die Fahnen sämtlicher afrikanischer Staaten klatschten gegen ihre Stangen. Es war ausgesprochen kalt. Lichtsignale leuchteten auf an den Kreuzungen, wo sich ein unentwirrbares Gewühl von Autos, stinkenden überfüllten Bussen, selbstmörderischen Taxis, Fahrrädern und knatternden Mopeds staute. Irgendwo traktierte ein Polizist seine Trillerpfeife. Arabische Musik tönte aus den Lautsprechern. In den neonerleuchteten Bars verkündeten Transistorradios die neuesten Sportnachrichten.

Ich schlug den Kragen meiner Jacke hoch. Der Lärm der Stadt dröhnte in meinem Kopf. Leute hasteten vorbei, drängten sich vor, eine Entschuldigung auf den Lippen, aber kein Lächeln. Die Menge hatte tausend Gesichter: gleichgültige, überarbeitete, unschuldige, abstoßende, heruntergekommene, unrasierte. Ich sah matte Haut, olivfarben oder schwarz. Schimmernde Augen verschleierter Frauen. Über dem Spitzentuch, das Mund und Nase bedeckt, erkannte man ihre zarten, blau geäderten Schläfen. Studentinnen mit offenen Haaren, lang bis zur Taille, zeigten ihre Beine und gaben sich emanzipiert. Unter den Torbogen hielten Halbwüchsige Erdnüsse oder Schnürsenkel feil. Sie standen da, in grellfarbenen

Pullovern, die Hüfte vorgeschoben, Kaugummi zwischen den mahrenden Zähnen, lachten, lärmten, boxten.

Der Wind roch nach Tang und gebratenem Fisch. Ab und zu sah ich am Ende einer Querstraße das Meer, die schwarzen Wellen mit den weißen Schaumkronen. Und dann die Arkaden, das Halbdunkel, der Geruch von Urin, obszöne Kritzeleien, Plakate in Fetzen von den Mauern hängend. Bettler hielten die hohle Hand hin. Eine Mutter gab ihrem Kind die Brust. Ein verkrüppelter Alter folgte mir auf seinen Krücken, hartnäckig vor sich hin singend. Ich warf meine Tasche auf die andere Schulter und beschleunigte meine Schritte. Eine rote Ampel hielt mich auf. Die Flut des Verkehrs ergoss sich in beiden Richtungen: Abgase, Hupen, kreischende Bremsen. Ich wartete inmitten des Gestanks und Lärms.

Mein Flugzeug war gestern in Dar-el-Beida, dem Flughafen Algiers, gelandet; es war schon dunkel. Achmed war nicht auf dem Flugplatz, ich musste mit dem Bus in die Stadt fahren. Der scheußliche Abflug in Genf, wo es in Strömen goss, saß mir noch immer in den Knochen. Über dem Mittelmeer wurde die Maschine von Windstößen geschüttelt. Die Stewardessen verteilten Getränke; die Passagiere, denen schlecht geworden war, standen Schlange vor den Toiletten. Schicksalsergeben und verstört saß ich in meinem Sitz und sah schon das Flugzeug in einem Wirbel von Schwimmwesten, Papiertüten und Kaffeetassen ins Wasser stürzen – ein Crash, der den Zeitungen Schlagzeilen geliefert, mir persönlich jedoch allerhand Probleme gelöst hätte. Aber an diese versuchte ich im Moment nicht zu denken!

Das Lichtsignal wechselte endlich auf Grün. Ich überquerte die Straße und ging mit unsicheren Schritten auf der gegenüberliegenden Seite weiter. Die Müdigkeit und die Medikamente machten mich benommen: Die Dächer der schmalen, hohen Häuser schienen sich an den Firsten zu be-

rühren, die Kreuzungen schwankten, die Bäume kamen auf mich zu. Ich hätte dieses Mittel nicht nehmen sollen! Ich hatte in den letzten Tagen zu viel geschluckt: gelbe und weiße Kapseln, zum Einschlafen, zum Aufwachen – meine tägliche Ration des Vergessens...

Jetzt begann es auch noch zu regnen! Große Tropfen fielen auf den Asphalt, trommelten auf die Windschutzscheiben der Autos. Vor mir zog eine schwangere Frau mit Einkaufstasche zwei unterernährte Kinder hinter sich her. Der Knabe war verrotzt. Das etwas jüngere Mädchen hatte genau das Haar von Mariama, auch ihre Hautfarbe! Die Sehnsucht nach der Kleinen schnürte mir die Kehle zu. Ich starrte das Kind an: Der Gesichtsausdruck war anders, und die Augen braun, nicht grün, aber es hatte dieselben flaumigen Wangen, die gebogenen Wimpern, dieselbe stolze, kindliche Anmut. Es trug über Pyjamahosen einen hässlichen karierten Rock mit Flickern und einen zerschlissenen Pullover. Die Frau wartete mit den Kindern auf den Bus. Sie hatte dicke Beine und zudem Krampfadern. Es musste eine Berberin sein, denn sie war unverschleiert. Kleine blaue Zeichen waren auf Kinn und Stirn tätowiert. Die Kinder froren im Regen wie junge Katzen. Das Mädchen kratzte sich unter dem Pullover. Ich sah seine zarten Handgelenke, seine schmutzigen, rot gefärbten Fingernägel. Plötzlich kreuzten sich unsere Blicke: Sie musterte mich mit dem unerschütterlichen Ernst der Kindheit. Ich lächelte ihr verzweifelt zu – aber sie schaute weg. Ich ging näher, streckte ihr die Hand hin, völlig unsinnig, ich machte den Mund auf, um etwas zu sagen – aber was?

In diesem Moment kam der Bus, zum Bersten voll, und hielt mit quietschenden Bremsen. Die Frau drängte sich, den Bauch voran, hinein; im Vorbeigehen streifte mich ein leerer Blick. Die Kinder folgten ihr. Schon schlossen sich die Türen. Der Wagen fuhr ab. Aus, vorbei...

Der Regen peitschte mir ins Gesicht. Ich zog mich schnell zurück und suchte Schutz unter den Arkaden. Dort blieb ich stehen, hustete hinter vorgehaltener Hand, einem Überbleibsel meiner guten Erziehung. Die Regentropfen klatschten auf den schmutzigen Gehsteig, pluff, pluff, zerplatzten oder bildeten schillernde Blasen, die lautlos zersprangen. Aber wie er begonnen hatte, so hörte der Regen plötzlich auf – unvermittelt, als wäre ein Hahn zugekehrt worden. Der Asphalt glänzte im Neonlicht wie glattes Leder. Ich hatte auf einmal das Gefühl, beobachtet zu werden. Tatsächlich: In der Dunkelheit stand reglos ein Mann und starrte mich unverwandt an. Wie lange schon? Er stand ganz nah, schweigend, die Beine ein wenig gespreizt. Ich sah das Weiße seiner Augen und das Glühen seiner Zigarette. Ich habe selten Angst, ich meine: richtig Angst. Aber an diesem Abend fühlte ich mich zu verwundbar, war zu aufgewühlt, um mit so etwas fertig zu werden. Ich ging weg und gab mir alle Mühe, nicht zu rennen. Der Mann folgte mir auf dem Fuß, ohne den geringsten Laut, wie ein Schatten. Ich ging schneller. Der Unbekannte folgte mir. In einem Anflug von Panik begann ich nun doch zu rennen. Ich bekam Seitenstechen und in meinem Mund sammelte sich kalter Speichel. Es war Geschäftsschluss. Die Händler ließen die Rollläden mit ratterndem Getöse herunter. In den Bars standen die Männer an der Theke, sie hatten Feierabend. Ich sah mich um – ich hatte meinen Verfolger abgehängt, oder er war es leid geworden, mir zu folgen. Atemlos blieb ich stehen. Ein Hustenanfall schüttelte mich. Ich presste das Taschentuch vor den Mund. Auf der andern Seite der Kreuzung erhob sich das hell erleuchtete Hotel Aletti in seiner ganzen überwältigenden Hässlichkeit. Der Portier führte die Hand zur Mütze und schaute mir mit unbestimmter Neugier nach, während ich die haushohe Halle durchquerte und meinen Schlüssel holte. Ich wartete, bis ein

sehr englisch aussehendes Paar den Meldezettel ausgefüllt hatte, und fragte den Empfangschef: »War jemand für mich hier?«

»Niemand, Mademoiselle«, antwortete er höflich.

Ich betrat den Lift. Das Scherengitter schloss mit einem metallischen Knall. Gegen die Wand gelehnt, hustete und hustete ich und bekam kaum mehr Luft. Endlich, vierte Etage: Die Tür öffnete sich quietschend. Das Taschentuch zwischen die Zähne gepresst, ging ich durch den leeren, teppichbelegten Flur.

Das Zimmermädchen hatte mein Bett gemacht und die Vorhänge zugezogen. Ich knipste das Licht an. Die Helligkeit blendete mich. Ein fernes Brausen drang von der Straße herauf. Der Wind heulte vom Meer her. Ich zog Jacke und Stiefel aus und ging ins Bad. Mein Gesicht im Spiegel: verkrampte Züge, blasse Haut, dunkle Schatten unter den Augen – aber das machte vielleicht die Beleuchtung. Mein Haar fiel in Strähnen über den Kragen. Seltsam. Ich hatte nicht geglaubt, dass es so schnell wieder wachsen würde...

In meiner Erinnerung tauchte ein Bild auf. Grüne Wände, eine nackte Glühbirne an der Decke, Achmed, der die Locken zusammenwischt, die auf dem Boden vor meinem Bett liegen. Ich sehe sein Gesicht, sogar die Poren seiner Haut, die Schweißperlen auf seiner Stirn...

Ich stürzte aus dem Bad, als ob ich fliehen wollte. Ich schaltete das Radio an. Baden-Powell spielte einen Bossanova auf der Gitarre. Ich saß im Schneidersitz auf dem Bett, die Hände um die Knie gefaltet. Immer schön ruhig, Sonia. So, du hast es geschafft, der Husten vergeht. Ich hörte der Musik zu und dachte an nichts. Baden-Powell, ich mochte ihn damals sehr. Wer kannte ihn heute noch? Die Jugend wohl kaum. Und außerdem ist er tot...

Da klingelte das Telefon. Ich fuhr hoch. Ein durchdringender, befehlender Ton. Dreimal, viermal, fünfmal...

Langsam streckte ich die Hand aus und hob ab. Meine Stimme? Nur ein heiseres Flüstern: »Ja?«

Es war der Angestellte vom Empfang. »Ein Herr wünscht Sie zu sprechen.«

Ich fuhr mit der Zungenspitze über die trockenen Lippen. Mir war heiß und kalt zugleich. Auf dem Hörer zeichneten sich meine feuchten Hände ab.

»Sagen Sie ihm, er soll heraufkommen!«

Ich rutschte vom Bett, machte automatisch ein paar Schritte, stand unvermittelt mitten im Zimmer, starrte auf die Tür. Ich strich mit den klebrigen Handflächen über meine Jeans, zitterte stärker, biss die Zähne zusammen. Minuten vergingen. Ich rührte mich nicht, starrte nur auf die Tür.

Diskretes Klopfen. Mit steifen Gliedern ging ich hin und öffnete: Vor mir stand Achmed ag Barka und schaute mich nachdenklich an, so, als ob er mich nicht mehr erkennen würde!

Achmed: zwanzig Jahre alt, sehr groß, sehr schlank. Schmale Hüften, breite, gerade Schultern. Ein schmales Gesicht, hohe Wangenknochen, die typische Nase seiner Familie: kurz und ein wenig nach oben gebogen. Den Kopf hielt er immer leicht schräg oder nach hinten geworfen; das gab ihm das Aussehen eines scheuen, misstrauischen Hirsches – ein Eindruck, der noch durch die außerordentlich raschen und trotzdem weichen Bewegungen unterstrichen wurde. Ein kleiner Schnurrbart, fast mehr ein Flaum, bedeckte seine Oberlippe. Er trug Jeans, einen Rollkragenpullover, darüber eine Lederjacke. Er sah aus wie ein Jüngling, der zu rasch gewachsen ist und noch die ganze Verletzlichkeit der Kindheit in sich trägt. Aber ich wusste, dass er stark war, stark wie ein Mann. Und ich wusste, dass ich ihm vertrauen konnte.

Langsam entspannten sich seine Züge, ein Lächeln erschien auf seinem Gesicht, wobei er ein wenig die Schultern hob. Seine Hand berührte die meine, zog sich rasch zurück, wie der Brauch es verlangte.

»Komm doch herein!«, sagte ich zaghaft.

Er trat ein und schloss behutsam die Tür hinter sich. Ich sah die glatte Haut seiner Hände, über die sich ein Netz von Adern zog, und mein Herz verkrampte sich vor Zärtlichkeit und vor etwas anderem auch.

»Bleib nicht stehen. Setz dich!«

Er ließ sich in einen Sessel fallen und schlug die langen Beine übereinander. Ich spürte, dass er wachsam war. Seine Augen wanderten in meinem Zimmer umher, in dem es nichts Besonderes gab: keine Toilettensachen, keine Kleider, nur meine Stiefel, meine Jacke und meine Umhängetasche auf dem Boden. Ich hätte aufstehen und gehen können: Nichts hätte meine Anwesenheit verraten.

Achmed fing meinen Blick auf.

»Vier Monate sind es her, nicht wahr?«, sagte er.

»Vier Monate und eine Woche, ganz genau«, berichtigte ich. Achmed machte eine Handbewegung.

»Ich habe dich auf den Flugplatz begleitet. Erinnerst du dich, Sonia? Mein Jeep hatte eine Panne.«

»Wie üblich«, sagte ich lächelnd.

Und ob ich mich erinnerte! Wir waren in einen Sandsturm geraten; auf meinen Kleidern, im Gesicht, auf den Händen, zwischen den Fingern – überall war eine puderfeine Schicht von rotem Sandmehl gelegen. Ich war dagesessen, ganz steif, und hatte mich nicht gerührt. Es war entsetzlich heiß gewesen und doch hatte ich innerlich so stark gefroren, dass Achmed mir seine Jacke hatte geben müssen, die aus Leder, die er auch jetzt trug.

Achmeds Lachen riss mich aus meinen Gedanken. Ich

schaute ihn an, überrascht von diesem spontanen, herzlichen Lachen, das ich so gut kannte.

»Wie üblich, da hast du Recht! Weißt du, warum ich erst jetzt komme? Mein Motor hat mich mitten im Tademait im Stich gelassen. Ich bin mit einem Laster nach El Golea gekommen. Einen ganzen Tag habe ich gebraucht, bis ich das Ersatzteil hatte.«

Das Lachen erstarb auf seinen lebhaften Zügen.

»Da saß ich fest und schimpfte auf die ganze Welt: auf den Mechaniker, den Garagisten, den Lastwagenfahrer. Ich dachte immer wieder: Morgen landet Sonias Flugzeug, und ich werde nicht rechtzeitig in Algier sein, um sie abzuholen!«

»Das macht nichts. Ich wusste doch, dass du kommen würdest.«

Er spreizte nervös die Finger. Ich betrachtete sein verkrampftes Gesicht.

»Du bist müde...«

»Ein wenig schon. Ich bin die ganze Nacht durchgefahren.«

Ich beugte mich vor, um ihm den Aschenbecher zu reichen. »Rauch nur!«

Sein Gesicht hellte sich auf. Er holte ein Päckchen Gitanes hervor, zündete sich eine an und zog den Rauch mit sichtlicher Erleichterung in die Lunge, froh, etwas in der Hand zu halten. Damals rauchte man noch, ohne sich viel Gedanken zu machen, Achmed bildete da keine Ausnahme.

Inzwischen beobachtete er mich, wenn er meinte, dass ich es nicht merken würde. Sobald ich ihm ins Gesicht blickte, schaute er weg. Ich wusste, welche Fragen er sich stellte, und warum.

»Habe ich mich derart verändert?«, fragte ich mit schwachem Lächeln.

Er antwortete leise: »Dein Haar ist gewachsen.«

Ganz instinktiv machte ich eine wischende Handbewegung, um mir die Haarsträhne aus dem Gesicht zu streichen.

»Ja, aber es wird nie mehr so lang sein wie früher.«

Eine Weile sagten wir nichts, verstrickt in dieses zarte Spiel von Befangenheit und Erinnerung, das uns gleichzeitig lähmte und verband. Endlich brach ich das lastende Schweigen:

»Erzähl mir von deiner Familie.«

»Es geht allen gut im Lager. Aber meine Mutter hat starke Schmerzen im Rücken. Sie kann sich nicht mehr aufrecht halten. Rahim bedrängt sie, dass sie ins Krankenhaus geht. Aber du kennst ja Chelifa.«

»Ja«, sagte ich, »ich kenne Chelifa!«

Abermals Stille. Achmed rauchte, schaute mich ernst und aufmerksam an. Und schon war es so weit: Ich begann wieder zu husten. Ich presste das Taschentuch auf den Mund.

»Wo – wo ist Mariama?«

Ich kannte Achmed zu gut, um nicht zu merken, wie er sich innerlich versteifte. Er verschloss sich wie eine Auster.

»Mariama geht es gut«, sagte er gepresst. »Sie ist im Lager bei Chelifa.« Nicht ein Muskel bewegte sich in seinem Gesicht. Er fuhr mit übertriebener Vorsicht fort: »Chelifa lässt dir danken für deine Pakete. Rahim oder ich haben sie jeweils auf der Post abgeholt.«

Ich dachte: Da ist etwas nicht in Ordnung! Ich muss wissen, was los ist. Der Husten schüttelte mich. Ich stieß mühsam hervor: »Bitte, bring mir etwas Wasser!«

Er stand rasch auf, die Zigarette im Mundwinkel, ging ins Bad und kam mit einem Zahnputzglas voll Wasser zurück. Mit zitternden Fingern wühlte ich in meinen Taschen, bis ich das Röhrchen mit den Tabletten gefunden hatte. Schweigend schaute Achmed zu, wie ich eine herausnahm und sie mit einem großen Schluck hinunterspülte. Keuchend wischte ich mir den Mund. »Entschuldige! Es geht gleich vorüber ...!«

Achmed nahm das Glas und trug es wieder ins Badezimmer. Als er zurückkam, lag ich auf dem Bett, den Kopf mit dem Kissen an die Wand gestützt. Ich schwitzte ein wenig, aber der Husten hatte sich beruhigt.

Achmed lächelte erleichtert. »Fühlst du dich besser? Sie sind gut, deine Tabletten«, fügte er treuherzig hinzu.

Ich schaute ihm in die Augen. »Was ist passiert? Los, rede!«

Achmed schlug die Wimpern nieder. Er stand am Fußende meines Bettes, die Zigarette zwischen den schlanken Fingern. Ich wiederholte ungeduldig »Nun rede doch endlich!«

Achmed ließ den Kopf hängen und flüsterte: »Mariama darf nicht ausreisen!«

Ich schoss in die Höhe und schrie: »Das kann nicht sein! Ich bin gekommen, um sie zu holen, und fahre nicht ohne sie ab.«

»Es hat Schwierigkeiten gegeben«, seufzte Achmed.

»Das ist mir egal! Chelifa ist alt, halb gelähmt, sie wird bald sterben. Was wird dann aus Mariama?« Ich schrie so laut, dass man mich wohl noch am andern Ende des Flurs hören konnte. Ein erneuter Hustenanfall verschlug mir die Sprache. Von Krämpfen geschüttelt, wand ich mich auf dem Bett. Diese verflixte Tablette, dauerte es denn so lange, bis sie wirkte? Wenn ich doch wenigstens zur Ruhe kommen, klar denken könnte! Nach Luft schnappend stammelte ich: »Es... es war doch so abgemacht, dass ich mich um Mariamas Erziehung kümmere, dass ich sie mit mir nach Europa nehme. Ihr wart einverstanden. Warum habt ihr eure Meinung geändert?«

»Es ist Rahim«, sagte Achmed.

Ich brüllte wieder los: »Was, Rahim?«

Achmed machte eine beschwichtigende Handbewegung. Er zog aus seiner Tasche einen zerknitterten Briefumschlag und gab ihn mir.

Ich schaute ihn über mein Taschentuch hinweg feindselig und halb erstickt an. »Ein Brief von Rahim? Was will der von mir?«

Ich riss wütend den Umschlag auf. Zum Vorschein kam ein gefaltetes Stück Papier, darauf Rahims pedantische Schriftzüge mit den kräftigen Aufstrichen und den Unterstreichungen.

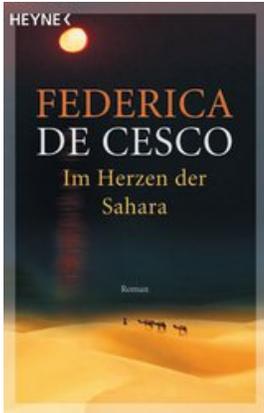
»Liebe Sonia, ich hoffe, dass es dir wieder gut geht und du kräftig genug bist, um eine schlechte Nachricht zu ertragen. Hier die Tatsachen: Getreu meinem Versprechen, habe ich gleich nach deiner Abreise angefangen, mich um die nötigen Formalitäten für Mariamas Ausreisegenehmigung zu kümmern. Auf der Präfektur von Tamanrasset hat mich der ehrenwerte Sidi Nadir (der, wie du weißt, ein angeheirateter Onkel von mir ist) auf die Schwierigkeiten dieses Unternehmens aufmerksam gemacht, das weit über seine Kompetenzen hinausgehe. Er hat mir geraten, nach In Salah zu gehen, wo sein Schwager Abdallah ben Moktar in der Distriktverwaltung tätig ist. Bewundere bitte meinen Einsatz: Ich habe 1400 Kilometer Fahrt hin und zurück auf mich genommen, um dir einen Gefallen zu tun! Darf ich mit einem dankbaren Gefühl deinerseits rechnen? Aber ach, mein Eifer war nicht von Erfolg gekrönt. Mariama ist von Gesetzes wegen algerische Staatsangehörige. Wenn sie das Land verlassen will, braucht sie die Einwilligung ihres Vaters, was uns vor ein ernsthaftes Problem stellt. Umsonst versuchte ich dem würdigen Abdallah ben Moktar zu erklären, dass ich Mariamas Onkel mütterlicherseits und damit nach unserer Auffassung ihr nächster Blutsverwandter sei, folglich befugt zu unterschreiben. Leider will die algerische Verwaltung von unseren subtilen Unterscheidungen nichts wissen. Abdallah ben Moktar hat mir auch abgeraten, eine internationale Organisation einzuschalten, zum Beispiel den ›Roten Halbmond«

oder etwa ›Terre des Hommes‹: Da Mariama weder krank noch invalid oder unterernährt sei, würde man uns bloß auslachen. Und da du in keiner Weise mit dem Kind verwandt bist, hat Abdallah ben Moktar mir wenig Hoffnung gemacht.

Andererseits weißt du, wie sehr Chelifa an dem Kind hängt. Eine Trennung würde ihr nicht leicht fallen. Achmed wird dir gesagt haben, dass es ihr gar nicht gut geht. Sie wird immer schwächer, will es nicht zugeben und macht uns allen das Leben zur Hölle.

Nimm dir die Sache nicht allzu sehr zu Herzen. Du sollst wissen, dass ich immer da sein werde, um mich um Mariama zu kümmern. Ihre Zukunft wird nicht schlechter und nicht besser sein als die unsere. Oft ist es sogar gefährlich, ein Menschenkind aus seiner ursprünglichen Umgebung herauszureißen, ich spreche da aus Erfahrung. Wie in allem hatte Tarek auch hierin ganz ungewöhnliche Ansichten. Aber was soll's! Du bist vernünftig genug, um Tatsachen einzusehen und auf etwas zu verzichten, was undurchführbar ist. Wenn du an meinen Ausführungen zweifelst, dann rate ich dir, in Algier zur Einwanderungsbehörde zu gehen, wo man dir zweifellos bestätigen wird, dass die algerische Politik gegenüber unserer ethnischen Minderheit die Integration und nicht die Auswanderung verfolgt. Bitte, sei nicht böse und versuche mich zu verstehen. Wozu die Vergangenheit heraufbeschwören? Meiner Zuneigung darfst du stets gewiss sein. Komm uns einmal besuchen, das wird uns alle freuen. Ich wünsche dir alles Gute und umarme dich brüderlich. Rahim.«

Brüderlich oder nicht, ich warne dich, es zu versuchen, du Verräter, du! Mit glühenden Wangen zerriss ich den Brief in tausend kleine Stücke und warf sie zornig in den Aschenbecher. Achmed biss sich ratlos auf die Lippen.



Federica de Cesco

**Im Herzen der Sahara**

Roman

Taschenbuch, Broschur, 400 Seiten, 12,0 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-453-40039-9

Heyne

Erscheinungstermin: März 2005

Eine ergreifende Liebesgeschichte unter dem weiten Sternenhimmel der Wüste

Eine Expedition führt Sonia in die Sahara. Tief beeindruckt von der endlosen Weite und dem erhabenen Sternenhimmel lernt sie den jungen Fürstensohn Tarek vom Stamm der Kel Rela kennen. Sie verliebt sich mit einer Heftigkeit in ihn, die sie ihr ganzes bisheriges Leben vergessen lässt, und entscheidet sich, ihm zu folgen. Doch dann geschieht ein tragisches Unglück.